

# Die Stadt der Toten im Herzen des Molochs

Das andere Kairo abseits von Geschäft und Tourismus

Von Karin Leukefeld, Kairo

**Wie viele Menschen leben in der Hauptstadt Ägyptens? Unvorstellbare 20 Millionen sollen es sein. Kairo ist ein brillender Moloch mit wenigen Orten der Stille, der nie zu schlafen scheint und in dem Glanz und Elend dicht beieinander wohnen.**

Nie ist es ruhig in Kairo. Hupen, Sirenegeheul und quietschende Reifen, ein ständiges Summen und Brummen erfüllt die Luft. Unzählige Autos, Busse, Lastwagen und Motorräder durchkreuzen die Stadt Tag und Nacht über Brücken, durch Tunnel, auf Ring- und Hochstraßen. Zwei U-Bahn-Linien queren die Stadt, eine dritte Strecke ist im Bau.

Auf bis zu fünf Ebenen wird die ungeheuerliche Verkehrsflut durch die Hauptstadt geleitet, manche Hochstraßen sind bis zu 30 Kilometer lang und reichen von einem zum anderen Ende der Metropole. Trotzdem steht der Verkehr in den Stoßzeiten am Morgen und am Nachmittag bis zu sechsspurig Stoßstange an Stoßstange. Passagiere in klapprigen Bussen lehnen müde aus Fenstern und Türen oder machen ein Nickerchen, den Kopf an den Nachbarn oder auf die vordere Sitzlehne gestützt. Motorräder schlängeln sich im Zickzack durch die Blechlawine, Pflanzenspanne und Fahrräder kreuzen nicht selten die Straßen, um sich lange Umwege zu ersparen. Und als wollten sie sich über die genervten Autofahrer lustig machen, klingen die Glocken vergnügt am bunten Geschirr der ausgemergelten Pferde. Derweil balancieren Radfahrer große Tabletts mit frisch gebackenem Brot oder einen Zeitungsstapel auf dem Kopf.

Immer pulsiert das Leben in Kairo, im opulenten Luxus von Heliopolis, beim gediegenen Bildungsbürgertum auf der ruhigen Nilinsel Zamalik oder in Mohandessin mit dem großen Salam-Krankenhaus und unzähligen Praxen, ausländischen Firmen- und Fluglinien-Vertretungen. Dort, wo die Ausländer, ob Touristen oder Gastarbeiter, die zahlreichen Museen, Kaufhäuser oder Cafés besuchen, wahren Zebrastrassen, Ampeln und Polizei den Eindruck westlicher Straßenverkehrsordnung. Abseits der bekannten und

öffentlichen Plätze aber hocken die Menschen am Gehsteig und auf Treppen, verkaufen Gürtel und Feuerzeuge, Blumen und Kräuter, Brillen und Zeitungen oder sitzen einfach nur erschöpft da, überwältigt von der tosenden Metropole.

»Wir leben hier im Kriegszustand«, versucht der ägyptische Journalist Hani Shukrallah seine Heimat zu erläutern. »Das können Sie täglich auf den Straßen hier in Kairo erleben, jeder ist des anderen Feind, jeder versucht zu überleben.«

20 Millionen Menschen soll es in der ägyptischen Hauptstadt geben, meint Shukrallah. »16 Millionen leben und arbeiten hier, die anderen vier Millionen kommen morgens aus den Randgebieten auf der Suche nach Arbeit.« 20 Millionen sind etwa ein Viertel der ägyptischen Gesamtbevölkerung, deren Zahl mit 84 Millionen angegeben wird.

## Die Müllsammler vom Mokattam-Berg

Fast die Hälfte von ihnen, 41 Prozent, ist nach dem jüngsten UN-Entwicklungsbericht bettelarm, Unterernährung ist ein ernsthaftes Problem. Die Minibusse, die diese Habenichtse am frühen Morgen aus den Slumgürteln ins Zentrum bringen, werden inzwischen von Polizei und Sicherheitskräften kontrolliert. Wer keinen Arbeitsplatz nachweisen kann, wird postwendend zurückgeschickt – und versucht, auf einem anderen Weg auf die Märkte und Straßen Kairo zu gelangen, um sich als Tagelöhner zu verdingen.

Der Entwicklungsbericht der Vereinten Nationen gibt an, dass der Index für die Menschliche Entwicklung in Ägypten in den vergangenen 20 Jahren um jährlich 1,5 Prozent gestiegen ist, womit Ägypten heute auf Platz 101 von 169 Ländern liegt. Der Index bewertet Bildung, Einkommen und Gesundheit als wesentliche Faktoren für die Lebensqualität der Einwohner eines Landes.

Im arabischen Maßstab liegt Ägypten demnach oberhalb des Durchschnitts, was jedoch weniger auf gute Lebensqualität in Ägypten hindeutet als vielmehr auf eine schlechtere in vielen anderen arabischen Staaten. Mit seiner in

puncto Wasserversorgung nahezu totalen Abhängigkeit vom Nil gehört Ägypten zu den Staaten in der Region, die am stärksten vom Klimawandel betroffen sind.

Als am 6. September 2008 mehr als 100 Bewohner des Slumviertels Al-Duwayqah unter einem Erdbeben am Kairoer Hausberg Mokattam begraben wurden, riegelten die offiziellen Stellen das Gebiet ab und verhängten eine Nachrichtensperre. Die Betroffenen seien vor der Gefahr gewarnt worden, hieß es, sie hätten ihre Häuser aber nicht verlassen und seien daher selber schuld. Nachbarn gaben an, zwar aufgefordert worden zu sein zu gehen, doch habe niemand ihnen eine alternative Wohnmöglichkeit angeboten, so dass sie nicht gewusst hätten, wo-



hin sie gehen sollten. Erst nach der Katastrophe und Protesten wurde den meisten der Überlebenden ein neues Wohngebiet zugewiesen.

Unterhalb des Mokattam-Berges leben heute rund 60 000 Menschen im und vom gesammelten Müll der ägyptischen Hauptstadt. Die überwiegende Mehrheit der Zabalin, wie die Müllsammler genannt werden, sind Kopten, deren Vorfahren in den 40er Jahren vom oberen Nil in die Hauptstadt kamen. Sie sammeln und verwerten rund 40 Prozent des Kairoer Mülls und können ihn zu fast 85 Prozent recyceln.



Oben:  
Eingang in die Stadt der Toten  
Links:  
Im Kaffeehaus des Viertels Al-Sayedat Aisha  
Unten:  
Nawaf folgte vor 40 Jahren ihrem Mann auf den Friedhof.  
Fotos: Leukefeld



bekannteste Gönner der Müllmenschchen von Kairo ist Nagib Sawiris, Inhaber der Mobiltelefonfirma Orascom, selber Kopte und einer der reichsten Männer Ägyptens.

Die Zahl der Slumbewohner in und um Kairo wird auf elf Millionen geschätzt, die in rund 1000 überfüllten informellen Siedlungen leben. Es gibt kaum Strom und Wasser, es fehlt an Schulen und Krankenhäusern, es sei denn, religiöse Stiftungen oder ausländische Hilfsorganisationen haben sich der Menschen angenommen.

Ein staatliches Krankenhaus fehlt auch in Al-Sayedat Aisha, ei-

nem Armenviertel, das sich zwischen der Zitadelle und dem Mausoleum des Imams Shafei befindet, der 840 das Zeitliche segnete und als einer der Gründer der sunnitischen Glaubensschule gilt. Auf dem kleinen Marktplatz von Imam al-Shafei, wie die Gegend von ihren Anwohnern genannt wird, ist das Tagesgespräch. Said Mohamed Abdul Mohamed debattiert mit seinem Onkel und Freunden über die hohen Kosten, die die Privatisierung des bisher staatlichen Krankenhauses für die Bevölkerung bedeutet.

Said Mohamed lebt in der dritten Generation in diesem Viertel und arbeitet als »Wächter« im Auftrag der Nationalen Demokratischen Partei (NDP), der Partei von Präsident Hosni Mubarak. Die Leute seien zwar arm, Strom und Wasser fehle den meisten, doch die Gegend sei ruhig und sicher, versichert Said Mohamed. Ob die NDP-Abgeordneten wirklich, wie versprochen, das Krankenhaus wieder verstaatlichen und damit billiger machen würden? Die Wahl gewonnen haben sie, ob die Klinik aber wieder vom Staat übernommen wird, bleibt abzuwarten.

## Grabstätte mit Satellitenschüssel

Die Gegend ist auch als »Stadt der Toten« bekannt, denn um das Mausoleum erstreckt sich ein großer Friedhof, auf dem eine unbekannte Zahl von Menschen »Tür an Tür« mit ihren toten Angehörigen lebt.

Hier wird es schlagartig ruhig, wenn man in die schmalen Sandwege einbiegt, die entlang der hohen Mauern verlaufen, die die Grabstätten umgeben. Neben den Eingängen sind Tafeln mit den Namen der Verstorbenen angebracht, manche Türen haben neben einer Hausnummer eine Glühbirne über dem Eingang oder gar eine Satellitenschüssel – ein deutliches Zeichen, dass hier neben den Toten auch Lebende weilen.

Selten ist eine Tür geöffnet und gibt den Blick frei in die ärmliche, dunkle Wohnstätte, in der Frauen und Kinder um ein Feuer sitzen, Hühner und Hunde den Sand des Innenhofs bevölkern, Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist. Sie sei vor 40 Jahren mit ihrem Mann hierher gekommen, erzählt eine Frau mit einem strahlend blauen Hejab (Kopftuch) und lächelt verlegen in die Kamera. Seit ihr Mann gestorben ist, lebe sie neben seiner Grabstätte, wohin sonst hätte sie gehen sollen?

Sie müsse allein für ihre fünf Kinder sorgen, erklärt die Frau, die sich als Nawaf vorstellt, und bittet um Geld. Schnell umschließt ihre Hand die 10 000-Pfund-Note (etwa 1,30 Euro) und nickt dankend. Das Geld reicht etwa für fünf Gläser Tee, den ihre Nachbarin Hanim Um al-Tarik, die Mutter von Tarik, nebenan in einem einfachen Bretterverschlag verkauft.

# Eine Quelle europäischer Identität

»Das silberne Pferd« – Schätze eines Reitervolkes im Pergamonmuseum

Von Armin Jähne

**Wer sich zu Jahresende noch einen besonderen kulturellen Genuss gönnen möchte, der ist gut beraten, in die neue Ausstellung im Pergamonmuseum auf der Berliner Museumsinsel zu gehen.**

Maikop. Der Name dieser 1857 als russischer Vorposten im Kaukasus gegründeten Stadt dürfte bei vielen Archäologen die Augen leuchten lassen. Berühmt wurde der Ort, als man Ende des 19. Jahrhunderts begann, die zahlreichen Hügelgräber in der nächsten Umgebung auszugraben. Erstaunliches wurde zutage gefördert, darunter reich verzierte Gefäße und Schmuck aus Gold und Silber, Dinge, die aus dem 3. Jahrtausend v. u. Z. und späteren Zeiten stammten. Abgebildet waren Tierfiguren und auf einem Gefäß sogar die imposante Gebirgskette des Kaukasus.

Wer aber hätte gedacht, dass sich – außerhalb Russlands – Fundstücke aus Maikop auch in den Depots der Staatlichen Museen

zu Berlin befinden – eine Überraschung. Sie wurden 1913 bei einem Antiquar in St. Petersburg angekauft, gelangten in das Antiquarium der Königlichen Museen zu Berlin und werden nun, meines Wissens, erstmals seit 1945 ausgestellt.

Ebenfalls aus Maikop stammt das silberne Pferd, jenes getriebene und gepunzte Zierblech, zu einem Pferdegeschirr gehörend, das der Ausstellung den Namen gab. Das Pferd war in den so gegensätzlichen Landschaften am Schwarzen Meer – Gebirge und Steppe – ein notwendiger Begleiter des Menschen. Deshalb wurden die dort wohnenden sozialen und politischen Gemeinschaften als Reitervölker bezeichnet, Träger der sogenannten Reiterkulturen.

Folgt der Ausstellungsbesucher dem symbolischen Tintenfadens,

der im Nordflügel des Pergamon-Museums die Treppe aufwärts führt, so gelangt er zuerst in die Säle, die den Reisenden in die Lebensräume dieser Reitervölker, den neugierigen Forschern und kunstsinigen Sammlern vorbehalten sind.

Berühmte und weniger bekannte Namen sind zu nennen: Walter Belck, der als Ingenieur für Siemens im Kaukasus arbeitete, Johannes von Diergardt, der »un- genannte Gönner« des Museums für Vor- und Frühgeschichte, der Prähistoriker Max Ebert, der an Ausgrabungen in Südrussland beteiligt war, oder der Arzt, Politiker und Anthropologe Rudolf Virchow. Er, ein Freund Heinrich Schliemanns, bereiste 1881 den Kaukasus.

Was russische, deutsche und polnische Forscher und Sammler



zusammenbrachten (in Polen waren es u. a. Józef Chojnowski und Godfryd Ossowski), füllt die reich bestückten Vitrinen. Unter den etwa 500 Objekten finden sich die herrlichen Goldbleche aus Maikop mit Darstellungen von Fischen mit Adlern, von Panthern, Hirschen und Greifen, außerdem das aus dem 5. Jahrhundert u. Z. stammende goldene Diadem aus dem ukrainischen Tiligul (unweit des antiken Olbia), auch: ein Spitzhelm mit urartäischer Inschrift aus dem

9./8. Jahrhundert v. u. Z., bei dessen Anblick man an die »Schapka des Monomach« und mittelalterliche russische Helme denken muss.

Angesichts der vielen Dinge, des Goldes und Silbers und der bronzenen Gerätschaften drängt sich die Frage nach dem Alltag der Reitervölker auf. Wie wohnten und lebten sie? Welche Kleidung trugen sie, woraus bestand ihre Nahrung, wie waren sie sozial organisiert?

In diesem Zusammenhang sei an die Ausstellung 2007 im Berliner

Gropius-Bau, »Im Zeichen des Goldenen Greifen«, erinnert, die auf diese Fragen zum Teil eine Antwort gab. Nicht wenige der in Berlin erstmalig gezeigten Exponate stammen aus polnischen Museen, wie die Haube mit Goldbesatz aus dem ukrainischen RyZanowka (Archäologisches Museum Krakau) oder der wahrscheinlich in der Wolga gefundene sarmatische Brustpanzer (Museum des polnischen Heeres).

Damit sind wir bei der zweiten Besonderheit dieser Ausstellung. Sie ist das Ergebnis enger Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Archäologen, zwischen dem Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte einerseits und dem Archäologischen Institut der Marie-Curie-Universität in Lublin andererseits. Sein Direktor Andrzej Kokowski rühmt diese Gemeinsamkeit. Ein vereintes Europa brauche eine vereinte Archäologie. Sie könnte, ist hinzuzufügen, ohne nationale und politische Ressentiments ein fundamentaler Baustein europäischer Identität werden. So, wie es die griechisch-römische Antike bereits ist.

Foto (Museum für Vor- und Frühgeschichte SMB/Claudia Plamp): Das silberne Pferd